

CLIPP

Christiani Lehmanni inedita, publicanda, publicata

titulus	Synsemantika
huius textus situs retis mundialis	http://www.christianlehmann.eu/publ/synsemantika.pdf
dies manuscripti postremum modificati	28.06.2012
ocasio orationis habitae	–
volumen publicationem continens	Jacobs, Joachim et al. (eds.), <i>Syntax. Ein internationales Handbuch</i> . Berlin: W. de Gruyter (Handbücher der Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 9/II)
annus publicationis	1995
paginae	1251-1266

70.Synsemantika

1.	Die Begriffe 'autosemantisch' und 'synsemantisch'	1
2.	Grammatizität	3
3.	Grammatikalisierung	5
4.	Analogischer Wandel	14
5.	Grammatikalisierung und Analogie	17
6.	Grammatikalisierung und Lexikalisierung	18
7.	Evolute Typologie und historische Sprachwissenschaft	19
8.	Sprachtheoretische Aspekte	20
9.	Literatur	21

1. Die Begriffe 'autosemantisch' und 'synsemantisch'

Ein sprachliches Zeichen hat ein **Significatum**, d.h. eine Bedeutung, die innerhalb der betreffenden Sprache im Schnittpunkt seiner paradigmatischen und syntagmatischen semantischen Relationen liegt. Da Bedeutung in diesem Sinne nichts mit außersprachlichen kognitiven Größen, geschweige mit realen Gegenständen und Sachverhalten zu tun hat, kommt sie grammatischen (z.B. *ist*) ebenso wie lexikalischen (z.B. *vernünftig*) Zeichen zu. Es ist also nicht erforderlich, mit Bezug auf grammatische Zeichen von Funktion statt von Bedeutung zu sprechen; vielmehr kann man den Terminus 'Funktion' für andere Begriffe (im Bereich der Grammatik) reservieren.

Die Bedeutung eines Sprachzeichens kann als aus **semantischen Merkmalen** zusammengesetzt gedacht werden. Daneben hat es grammatische (strukturelle) Eigenschaften, die durch **grammatische Merkmale** dargestellt werden können. Die semantischen Merkmale sind ihrerseits entweder **grammatisch-semantisch** oder **lexikalisch-semantisch**, je nachdem, ob sie für die Grammatik relevant sind oder nicht. Z.B. hat das Wort *Kuh* u.a. die semantischen Merkmale PHYSIKALISCHES OBJEKT, SÄUGETIER, NUTZTIER, BELEBT, NICHT-MENSCHLICH, WEIBLICH. Von diesen sind einige wie SÄUGETIER, NUTZTIER rein lexikalisch-semantisch, denn keine Regel der

deutschen Grammatik nimmt auf sie Bezug. Andere wie NICHT-MENSCHLICH, WEIBLICH dagegen sind grammatisch-semantisch, denn sie sorgen dafür, daß man nach *Kuh* nicht mit *wer* fragen, das Wort aber durch *sie* anaphorisch aufnehmen kann. Andere Merkmale von *Kuh* wie [Substantiv], [femininum] oder [umlautfähig] dagegen sind in erster Linie oder ausschließlich für die Grammatik relevant, also grammatische Merkmale. Nichtsdestoweniger besteht ein Zusammenhang zwischen einem grammatisch-semantischen Merkmal wie PHYSIKALISCHES OBJEKT oder WEIBLICH und einem grammatischen wie [Substantiv] oder [femininum].

Da alle Zeichen irgendwie unter grammatischem Aspekt funktionieren, impliziert das Vorhandensein von lexikalisch-semantischen Merkmalen das von grammatisch-semantischen Merkmalen und das Vorhandensein der letzteren wiederum das von grammatischen Merkmalen. Manche Zeichen haben wenige oder keine lexikalisch-semantischen Merkmale. Dazu gehören Wörter wie *schon*, *sind*, *wir* oder *da*, aber auch Affixe wie *-st* (sei es in *singst*, sei es in *höchst*) und erst recht grammatische Prozesse wie der Ablaut (in *singst* vs. *sangst*), falls diese überhaupt noch zu den Zeichen zu rechnen sind. Wörter, deren Bedeutung überwiegend durch lexikalisch-semantische Merkmale charakterisiert ist, wie *Kuh*, sind häufig mit außersprachlichen Designata assoziiert, können z.B. Gegenstand einer Enzyklopädie sein oder können jedenfalls für sich referieren und haben insofern eine gewisse semantische Selbständigkeit. Sie heißen daher auch **Autosemantika**. Zeichen, die keine lexikalisch-semantischen Merkmale haben, sind nie mit außersprachlichen Designata assoziiert, stehen in keiner Enzyklopädie, sondern beziehen ihre Bedeutung ausschließlich aus dem Sprachsystem. Sie können also nur Aspekte referierender Ausdrücke bezeichnen, aber nicht selbst referieren und sind insofern semantisch unselbständig. Sie heißen auch **Synsemantika** (s. Brauße 1994, Kap. 1 zur Begriffsgeschichte).

Die Termini 'autosemantisch vs. synsemantisch' werden in Marty 1908:205ff eingeführt, allerdings mit einer völlig anderen Bedeutung. Autosemantika sind dort im wesentlichen referenzfähige Ausdrücke (Nominalsyntaxmen im Nominativ und Sätze), Synsemantika sind alle anderen Ausdrücke (u.a. oblique Kasusformen, S.224). Eine solche Unterscheidung ist möglicherweise sinnvoll; z.B. macht Langacker 1987, ch. 8.3 mit den Termini 'autonomous vs. dependent' eine ganz ähnliche. Es dürfte aber kaum das Verständnis der grammatischen Formative fördern, wenn man sie unter die Synsemantika in diesem Sinne subsumiert.

Neben diesen beiden Termini existieren auch die bedeutungsverwandten '**kategorematische vs. synkategorematische Zeichen**'. Sie beziehen sich auf die aristotelischen Kategorien. Ein Zeichen, dessen Bedeutung in eine der Kategorien fällt, ist demnach kategorematisch; die synkategorematischen treten dagegen an den ersteren auf. Keines der beiden Terminpaare ist sonderlich stark verbreitet.

Mit der Unterscheidung von Autosemantika und Synsemantika ist gelegentlich auch die Vorstellung verbunden, daß erstere eine Bedeutung für sich haben, letztere jedoch nur eine Bedeutung innerhalb eines Kontexts oder sogar keine Bedeutung. Dies ist nicht haltbar. Die Bedeutung eines hochgradig polysemen Autosemantikums wie *recht* läßt sich, in einer gewissen Hinsicht, nur mit Bezug auf einen Kontext angeben, während die Bedeutung eines Synsemantikums wie *wir* kontextfrei eindeutig

angebbar ist (als "Kollektiv von Personen, das den Sprecher einschließt"). Wegen dieser irreführenden Implikation wird im folgenden meist von **lexikalischen Zeichen** vs. **grammatischen Zeichen** statt von Autosemantika vs. Synsemantika die Rede sein.

Im Artikel 30, 'Syntactic categories and subcategories', werden Synsemantika mit Partikeln zusammengebracht. Da dort unter Synsemantika ebenso wie hier grammatische Formative verstanden werden, ist darauf hinzuweisen, daß in diesem Artikel grammatische Formative (Synsemantika) und Partikeln nichts miteinander zu tun haben. Partikeln können lexikalisch (*stracks*) oder grammatisch (*von*) sein, und grammatische Wörter können flektieren (*haben*) oder Partikeln sein (*von*).

Freilich sind bei weitem nicht alle Zeichen, die nicht mit einem außersprachlichen Designatum assoziiert sind, grammatische Zeichen. Es genügt, hier auf Partikeln wie *freilich*, *immerhin*, *überhaupt* hinzuweisen. Falls der Begriff 'Zeichen, das nur im syntagmatischen Zusammenhang mit anderen eine Bedeutung hat' expliziert werden könnte, wäre es denkbar (so wie in der Literatur gelegentlich angenommen wird), daß solche Partikeln zu den Synsemantika in diesem Sinne zählen. Die in diesem Artikel vorgenommene Zurückführung von 'autosemantisch vs. synsemantisch' auf 'lexikalisch vs. grammatisch' wäre dann unangemessen. Allerdings ist über die Entstehung solcher Wörter ohnehin fast nichts Allgemeines bekannt.

2. Grammatizität

Der Unterschied zwischen lexikalisch-semantischen, grammatisch-semantischen und grammatischen Merkmalen ist gradueller Natur. Entsprechend ist ein Zeichen den Kategorien 'lexikalisches' vs. 'grammatisches Zeichen' nicht notwendigerweise eindeutig zuzuordnen. Z.B. kann die benefaktive semantische Relation durch Zeichen ausgedrückt werden, die verschiedene Positionen zwischen dem lexikalischen und dem grammatischen Pol einnehmen.

- B2.
- a. Erna kaufte ein Grundstück zugunsten von Erwin.
 - b. Erna kaufte ein Grundstück für Erwin.
 - c. Erna kaufte Erwin ein Grundstück.

Die komplexe Präposition in B2.a ist ein lexikalisches Zeichen, der Dativ in B2.c ist ein grammatisches Zeichen, die einfache Präposition in B2.b steht zwischen beiden. Die Position eines Zeichens zwischen dem lexikalischen und dem grammatischen Pol bzw. der Grad, zu dem es ein grammatisches Zeichen ist, ist seine **Grammatizität**. Das Attribut 'grammatisch' ist mithin zweideutig, je nachdem ob sein Träger die Eigenschaft der Grammatizität, also der Zugehörigkeit zum grammatischen System, oder die der Grammatikalität besitzt, also gemäß den grammatischen Regeln gebildet ist.

Grammatizität ist eine komplexe Eigenschaft, für die mehrere Kriterien gelten. B2 zeigt, daß es keine allgemeinen semantischen Kriterien gibt, wonach etwa Benefaktivität zu den grammatischen Bedeutungen gehörte. Es ist also nicht möglich, den Begriff der grammatischen Bedeutung

intensional so zu definieren, daß sich daraus ein Katalog der grammatischen Bedeutungen der Sprachen der Welt ableiten ließe. Das einzige, was sich allgemein sagen läßt, ist, daß bestimmte kognitive Domänen, etwa die Kochterminologie oder die Kosmologie, sich in keiner Sprache in grammatischen Bedeutungen niederschlagen, während andere kognitive Domänen, etwa die Possession oder die Partizipation (Beteiligung von Mitspielern an einer Situation), sich in den meisten Sprachen in grammatischen Bedeutungen manifestieren.

Die Kriterien der Grammatizität sind formaler Natur. Jedes sprachliche Zeichen unterliegt gleichzeitig der **Selektion** auf der paradigmatischen und der **Kombination** auf der syntagmatischen Achse (Jakobson 1956). Die Freiheit, mit der ein Zeichen auf den beiden Achsen manipuliert, also selektiert und kombiniert wird, bestimmt seine **Autonomie**. Mit steigender Grammatizität verliert ein Zeichen an Autonomie, d.h. es wird stärker in das Netz paradigmatischer und syntagmatischer Relationen integriert und grammatischen Regeln unterworfen. Autonomie und Grammatizität sind also komplementäre Pole derselben Eigenschaft. Diese ist auf den in T1 dargestellten Parametern meßbar.

T1. *Parameter der Grammatizität*

Relationenachse Autonomieaspekt [®]	paradigmatisch	syntagmatisch
Kohäsion	Paradigmatizität	Fügungseuge
Variabilität	Wählbarkeit	Stellungsfreiheit

Die Präposition *zugunsten* gehört zu der großen, offenen und heterogenen Klasse der Präpositionen, die den Genitiv bzw. *von* regieren. Sie kann von ihrem Rektum durch *von* getrennt sein. Sie unterliegt keinerlei Beschränkungen der Auswahl. Es gibt die Stellungsvariante *zu Erwins Gunsten*. Der Dativ gehört zu dem kleinen, geschlossenen und homogenen Paradigma der Kasus. Er ist ein flexivisches Suffix an seinem Träger. Er hat in vielen Kontexten keine Alternative, z.B. wenn er von Verben regiert wird, und häufig ist er sogar obligatorisch (z.B. nach *ähneln*). Das Kasusparadigma als ganzes ist an Substantiven obligatorisch. Der Dativ hat gegenüber seinem Träger keine Stellungsfreiheit. Die Präposition *für* steht in allen diesen Beziehungen zwischen den beiden Polen.

Ein Zeichen ist demnach desto grammatischer, je größer seine Kohäsion und je geringer seine Variabilität ist. Mit diesen kriterialen Eigenschaften korreliert eine weitere, das **Gewicht** des Zeichens. Das ist in erster Linie seine **Integrität**, d.h. sein Umfang, gemessen in semantischen und phonologischen Merkmalen. Grammatische Zeichen haben durchschnittlich eine geringere Integrität als lexikalische. Z.B. besteht das Significans des Dativsuffixes im Singular bestenfalls aus einem Phonem, das von *für* aus drei Phonemen. Das Significatum des Dativs hat ausschließlich grammatische Merkmale, *für* hat zusätzlich grammatisch-semantische Merkmale (z.B. der Zuwendung). Das Gewicht ist in zweiter Linie der **strukturelle Skopus** des Zeichens, d.h. die grammatische Ebene, der seine Kokonstituente angehört. Grammatische Zeichen haben gewöhnlich

einen kleineren Skopus. Z.B. geht der Skopus von *für* über ein Nominalsyntagma, der des Dativsuffixes über einen Substantivstamm.

Hiernach kann man 'lexikalisch vs. grammatisch' für Zeichen (einschließlich Wörter, Morpheme usw.) definieren durch Rückgriff auf den Grad der Grammatizität, der seinerseits durch die Kriterien der Autonomie auf der paradigmatischen und syntagmatischen Achse bestimmt wird.

Grammatizität ist in erster Linie eine Eigenschaft bestimmter Zeichen, dann aber, wegen der paradigmatischen Beziehungen, auch eine Eigenschaft ganzer Klassen und Kategorien von Zeichen und, wegen der internen syntagmatischen Beziehungen, auch einer Konstruktion, etwa einer periphrastischen Verbform. In einem abgeleiteten Sinne läßt sich ferner von der Grammatizität bestimmter Eigenschaften solcher Gegenstände, also etwa von deren Bedeutung oder deren Wortstellung, sprechen. Schließlich erscheint in einer dynamischen Sprachbetrachtung der Einsatz eines grammatischen Elements als eine Operation, die Bildung einer Konstruktion als **Strategie** zur Lösung eines Ausdrucksproblems. Auch solche Operationen und Strategien können mehr oder minder grammatisch genannt werden.

3. Grammatikalisierung

3.1. Grammatischer Wandel

Grammatische Zeichen unterliegen, wie alles in der Sprache, der Variation. Diese findet in der Synchronie und der Diachronie statt. Im letzteren Falle ist es grammatischer Wandel. Hierbei entstehen grammatische Zeichen, werden umstrukturiert und verschwinden wieder.

Lexikalische Zeichen werden gelegentlich, durch sog. Urschöpfung, aus dem Nichts neugeschaffen. Die Möglichkeit hängt an ihrem autosemantischen Charakter. Bei grammatischen Zeichen geschieht dies nie. Sie entwickeln sich ausschließlich aus vorhandenen Zeichen oder, seltener, durch **Morphologisierung** einer phonologischen Alternation. Unter Entstehung grammatischer Zeichen sei die Schaffung eines grammatischen Zeichens aus einem nicht-grammatischen Zeichen, unter Umstrukturierung die Schaffung eines Zeichens von gegebener Grammatizität aus einem Zeichen annähernd derselben Grammatizität verstanden. In diesem Sinne entsteht die Präposition *zugunsten* aus dem nicht-grammatischen Zeichen *zu Gunsten*, während *nebst* im 17. Jahrhundert aus *neben* umstrukturiert wird (vgl. §4.1).

Der wesentliche Prozeß, in dem Synsemantika entstehen, ist die Grammatikalisierung. Daher ist hier hauptsächlich von ihr zu handeln. Prozesse der Umstrukturierung grammatischer Zeichen sind davon jedoch nicht ganz zu trennen und kommen in §4 zur Sprache.

Die Idee, daß grammatische Zeichen aus lexikalischen entstehen, geht bereits auf die Vorstufen der historischen Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert zurück. Der französische Linguist Antoine Meillet machte sie 1912 erstmals explizit und führte auch den Terminus 'Grammatikalisierung' (frz. 'grammaticalisation', engl. 'grammaticalization' oder 'grammaticization') ein. In der Linguistik des

ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts ist die Grammatikalisierungsforschung hauptsächlich in die Domäne der typologisch-vergleichenden Sprachwissenschaft übergegangen.

3.2. Die Grammatikalisierungsskala

B3 ist ein Schulbeispiel für Grammatikalisierung, an dem die wichtigsten Aspekte erläutert werden können. Das Symbol '>' ist zu lesen als "wird (grammatikalisiert) zu".

- B3. a. vulgärlat. *cantare habet* "hat zu singen" > ital. *canterà* "wird singen"
 b. vulgärlat. *cantare habuit* "hatte zu singen" > ital. *canterebbe* "würde singen"

Grammatikalisierung betrifft in erster Linie sprachliche Zeichen, einfache wie *habet* und zusammengesetzte wie *cantare habet*. Sowohl theoretisch als auch methodisch wichtig ist, daß ein Zeichen nicht in Isolation betroffen wird, sondern im Schnittpunkt von paradigmatischen und syntagmatischen Relationen steht. So schließt die Grammatikalisierung von *habet* seine paradigmatische Relation zu *habuit* und seine syntagmatische Relation zu *cantare* ein. Die Grammatikalisierung von lat. *cantare habet* und *cantare habuit* ist nicht zu verstehen ohne deren (lose) paradigmatische Beziehung zu *cantat* "singt", *cantabat* "sang" usw. bzw. die (enge) paradigmatische Beziehung zwischen ital. *canterà*, *canterebbe* und *canta* "singt", *cantaba* "sang" usw. Da Grammatikalisierung das dynamische Gegenstück zu Grammatizität ist, läßt sich der Begriff auf dieselben Gegenstände wie dieser anwenden. Man spricht daher von der Grammatikalisierung von Zeichen, Kategorien, Konstruktionen, Strategien usw.

Der von der Grammatikalisierung betroffene Aspekt eines Sprachzeichens ist seine Autonomie; sie nimmt ab. Mit Bezug auf T1 läßt sich präzisieren, daß die Kohäsion zunimmt und daß die Variabilität, ebenso wie das mit beiden korrelierende Gewicht des Zeichens, abnimmt. Jeder dieser Aspekte der Grammatizität hat ein prozessuales Gegenstück, wie in T2 dargestellt.

T2. Prozesse der Grammatikalisierung

Grammatizität	niedrig	Prozeß	hoch
Parameter		ÿ	
Paradigmatizität	Zeichen gehört zu losem Wortfeld	Paradigmatisierung	Zeichen gehört zu hochintegriertem Paradigma
Wählbarkeit	Zeichen ist nach kommunikativen Absichten frei wählbar	Obligatorisierung	Wahl des Zeichen ist beschränkt bzw. obligatorisch
Integrität	Bündel semantischer Merkmale; evtl. mehrsilbig	Erosion	grammatische Merkmale; oligo- oder monosegmental
Fügungseuge	Zeichen ist unabhängig juxtaponiert	Koaleszenz	Zeichen ist Affix oder bloß phonologische Eigenschaft des Trägers
Stellungsfreiheit	Zeichen ist frei umstellbar	Fixierung	Zeichen besetzt feste Position
Skopus	Zeichen bezieht sich auf Syntagma beliebiger Komplexität	Kondensierung	Zeichen modifiziert Stamm

So steht *cantare habet* zunächst in Opposition zu allen Syntagmen, die aus einem Verb und einem regierten Infinitiv bestehen (z.B. *cantare potest/debet/cogitat* "kann/muß/beabsichtigt zu singen", wächst dann aber in das Paradigma der verbalen Kategorien hinein und wird diesem semantisch und im Ausdruck angepaßt. *Habet* ist unter allen Verben, die einen Infinitiv regieren können, frei wählbar, während die Wahl des Futurs durch Kontextfaktoren wie temporale Adverbialien oder übergeordnete Prädikate beschränkt bzw. erzwungen wird. Das Significans von *habet* erodiert von fünf zu einem Segment, von zwei zu einer Silbe, und das Significatum verliert die semantische Komponente des Verfügens über etwas.

Während zwischen *cantare* und *habet* Konstituentengrenze ist, an der keine phonologischen Prozesse stattfinden, ist *-à* vom Stamm nur durch eine Morphemgrenze getrennt, die nicht hindert, daß es mit dem Endkonsonanten des Futursuffixes zu einer Silbe zusammengefaßt wird. Während *cantare* und *habet* frei umstellbar und trennbar sind, ist das Morphem *-à* an seine suffixale Position gebunden. Schließlich nimmt *habet* als Komplement ein Infinitivsyntagma, während sich *-à* mit einem Tempusstamm verbindet.

Grammatikalisierung ist eine Erscheinung der **sprachlichen Variation**. Als solche äußert sie sich sowohl in der **Synchronie** als auch in der **Diachronie**. Auf der synchronen Achse hat der Sprecher die Wahl zwischen isofunktionalen Strategien verschiedenen Grammatizitätsgrads. Außerdem kann er den Grammatizitätsgrad eines gegebenen Zeichens variieren und so die Art von Polysemie

erzeugen bzw. nutzen, die etwa in der lokalen vs. genitivischen Funktion der Präposition *von* vorliegt. Auf der diachronen Achse verleiht der Sprecher einem Zeichen einen höheren Grad an Grammatizität.

Grammatikalisierung ist ein kontinuierliches Phänomen. Es gibt eine abstrakte **Skala** ihrer Phasen wie in S1.

S1. Grammatikalisierungsskala

Ebene	Diskurs	Syntax	Morphologie	Morphophonemik
Technik	isolierend	> analytisch	> synthetisch-agglutinativ	> synthetisch-flektierend > Null
Phase	Syntaktisierung	Morphologisierung	Demorphologisierung	Verlust
Prozeß				

Stadien, denen Zwischenprodukte des Prozesses angehören, können als Paare aus einer grammatischen Ebene und einer Technik aufgefaßt werden. Der graduelle Charakter der Grammatikalisierungsskala läßt sich dann im Hinblick auf S1 so bestimmen, daß der Unterschied zwischen zwei aufeinanderfolgenden Stadien A und B von derselben Art wie der Unterschied der aufeinanderfolgenden Stadien B und C ist. Die Skala ist darüberhinaus kontinuierlich in dem Sinne, daß die Stadien lediglich prototypischen Charakter haben und sprachliche Phänomene durchaus auf Punkten der Skala zwischen den benannten Stadien liegen können.

3.3. Degrammatikalisierung

Grammatikalisierung ist ein zielgerichteter Prozeß. Die von ihm erfaßten Zeichen werden immer mehr grammatischen Regeln unterworfen, wobei im Einzelfall die betreffenden Regeln schon vorher existieren oder erst mit dem Prozeß geschaffen werden können. Der Prozeß ist gerichtet (unidirektional), also nicht umkehrbar. Dies hat mehrere Konsequenzen. Es gibt keinen systematischen Prozeß der **Degrammatikalisierung**, der als das gerade Spiegelbild von Grammatikalisierung zu fassen wäre. Es kommt also nicht in systematischer Weise vor, daß ein grammatisches Zeichen durch Zunahme an Autonomie, also eine Bewegung von rechts nach links in T2 und S1, zu einem selbständigeren lexikalischen Zeichen würde.

Mögliche Gegenbeispiele zu dieser empirischen Generalisierung kommen hauptsächlich aus dem Bereich der Wortbildung. So wurde aus dem Derivationsuffix englischer Abstrakta wie *communism* und *capitalism* ein Substantiv *ism* "Ideologie" abstrahiert. Auch die Substantivierung grammatischer Wörter, etwa von *if*, das auch Basis der Ableitung *iffy* "reich an Vorbehalten" ist, kommt der Idee der Degrammatikalisierung in einigen Punkten nahe. Dies sind jedoch Einzelfälle, die im wesentlichen beweisen, daß bei einer kreativen Tätigkeit wie Sprache keine Regel ohne Ausnahme bleibt. Dagegen sind hier einige systematisch auftretende Phänomene, die gelegentlich als Fälle von

Degrammatikalisierung präsentiert werden, näher zu beleuchten.

In der Geschichte des Englischen sind die ererbten Kasussuffixe verlorengegangen. Dadurch verloren sie zwar ihren grammatischen Charakter; aber da sie auch alles andere verloren, ist dies nicht ein Beispiel für Degrammatikalisierung, sondern einfach die letzte Stufe auf der Skala S1. Entsprechendes gilt für Fälle wie den folgenden aus dem Hausa: Fast alle Substantive enden auf Langvokal. Dieser läßt sich als ehemaliger definitiver Artikel rekonstruieren. Es ist also ein flexivisches Morphem zu einem Merkmal einer lexikalischen Klasse geworden. Auch dies ist nicht Degrammatikalisierung – und auch nicht Lexikalisierung; vgl. §6 –, denn es wird nicht ein grammatisches zu einem lexikalischen Zeichen, sondern ein grammatisches Morphem wird zu einem grammatischen Merkmal. Dies ist die in S1 als **Demorphologisierung** bezeichnete Phase der Grammatikalisierung.

Aus der Geschichte zahlreicher Sprachen, insbesondere der romanischen, ist die Entwicklung der Morphologie vom synthetischen zum analytischen Typ bekannt.

- B4. a. *dono libros Marco* "ich gebe Marcus die Bücher"
 b. *je donne les livres à Marc* (dito)

Anstatt des lateinischen B?.a hat das Französische b. Statt des Personalsuffixes der 1. Pers. Sg. *-o* hat es also *je*, statt der nominalen Pluralendung *-os* den pluralischen definitiven Artikel *les*, statt des Dativsuffixes *-o* die Präposition *à*. Die französischen Strukturmittel sind in allen Fällen weniger grammatisch als die lateinischen. Dennoch liegt hier keine Degrammatikalisierung vor. Denn diese Ausdrucksmittel des Französischen sind ja nicht die historischen Fortsetzer der entsprechenden lateinischen, sondern sind aus ganz anderen Quellen (lat. *ego* "ich" bzw. *illos* "jene" bzw. *ad* "zu") entstanden. Dies ist also im Gegenteil ein klarer Fall von Grammatikalisierung. Ob bei solchen diachronen Vergleichen der spätere Zustand einen geringeren Grad an Grammatizität aufweist als der frühere, hängt einfach von der Wahl der verglichenen Stadien ab.

3.4. Desemantisierung

Die in T2 angeführte Erosion betrifft in gleicher Weise Significans und Significatum des grammatikalisierten Zeichens. Semantische Erosion heißt auch Desemantisierung. Soweit dabei lediglich semantische Merkmale verlorengehen, resultiert notwendigerweise Bedeutungsverallgemeinerung, die als solche auch im rein lexikalischen Wandel vorkommt (vgl. vulgärlat. *arripere* "landen" > frz. *arriver* "ankommen"). Das Spezifikum der semantischen Vorgänge bei der Grammatikalisierung liegt darin, daß gerade die grammatisch-semantischen und zum Schluß vielleicht nur noch die grammatischen Merkmale des Zeichens übrigbleiben.

Eine stark vereinfachte Beschreibung der Entwicklung der grammatischen Präposition *de* des Französischen und Spanischen (= ital. *di*) aus lat. *d'*, die sich auf ein paar Funktionen konzentriert, soll dies verdeutlichen. In einer lateinischen Konstruktion 'x *d'* y' ist x zunächst eine dynamische Situation, y ein räumlicher Fixpunkt, *d'* bezeichnet x' dynamische Relation, d.h. seine Bewegung von y herunter. Erste Schritte zur Grammatikalisierung werden bereits im Lateinischen gemacht. Der

Höhenunterschied als semantische Komponente wird fakultativ, so daß eine ablativische Relation ("x von y weg") verbleibt. Ferner kann x auch ein Gegenstand sein, dessen Herkunft angegeben wird; syntaktisch ist die Konstruktion dann ein Nominal mit x als Kern und 'd' y' als Attribut. Hier wird also auf die dynamische Komponente verzichtet. Für andere Relationen nominaler Attribution, einschließlich partitiver Verhältnisse, wird allerdings noch der Genitiv eingesetzt.

In der Entwicklung zum Französischen wird *de* auf partitive Verhältnisse, Materialangaben, possessive Verhältnisse und schließlich auf alle syntaktischen Beziehungen zwischen einem nominalen Kern und einem abhängigen Nominalsyntaxagma ausgedehnt. Sämtliche semantischen Merkmale von *de* einschließlich seiner Selektionsrestriktionen über x und y gehen verloren, es bleibt lediglich die syntaktische Relation, in der x der die Kategorie des Syntaxagma bestimmende Kern und y ein von ihm abhängiges Nominalsyntaxagma ist. Einer finalistischen Sicht des Vorgangs kann es fast scheinen, daß lat. *d'* zielstrebig rekrutiert wurde, weil es letztlich gerade auf diese schon in ihm steckenden grammatischen Eigenschaften ankam.

Natürlich folgen die zunehmend grammatikalisierten Bedeutungen von *d'* nicht in der Geschichte nahtlos aufeinander. Das Gegenstück diachroner Variation ist immer synchrone Variation. Insofern erzeugt die mit Grammatikalisierung einhergehende Desemantisierung eine spezifische Art von **Polysemie**. Sie liegt auch vor in frz. *avoir* "haben", das ebenso wie im Deutschen Vollverb und Hilfsverb ist. Seine semantische Entwicklung aus dem Lateinischen ist in S2 schematisiert. Auf ein Stadium, in dem die Grundbedeutung mit der grammatischen Bedeutung eines Zeichens koexistiert, kann dann eines folgen, in dem die ursprüngliche Bedeutung aufgegeben wird. So repräsentiert das Spanische in bezug auf die Grammatikalisierung von lat. *habere* ein diachron weiter fortgeschrittenes Stadium als frz. *avoir*, denn span. *haber* hat die possessive Bedeutung nicht mehr, sondern ist in dieser von *tener* verdrängt worden.

S2. Semantische Entwicklung in der Grammatikalisierung

Stadium	1	2	3
Bedeutungsstruktur	lexikalische Bedeutung	lexikalische neben grammatischer Bedeutung	grammatische Bedeutung
romanisches Beispiel	lat. <i>habere</i> "besitzen"	frz. <i>avoir</i> "besitzen", PERFEKT	span. <i>haber</i> PERFEKT

Der aktuelle Sinn eines Zeichens wird auch durch den Kontext bestimmt. Je mehr ein Zeichen desemantisiert ist, desto anfälliger ist es für Übernahme von Merkmalen aus dem syntagmatischen Kontext und für die Konventionalisierung von Implikaturen (Traugott & König 1991). Die englische Konjunktion *since* und die italienische Konjunktion *dal momento che*, beide "seit", erwerben – die englische sehr viel früher – aufgrund des Implikaturprinzips, das vereinfacht als 'post hoc, ergo propter hoc' bezeichnet wird, eine kausale Komponente und bedeuten dann "da". Solche semantischen Veränderungen sind bei Grammatikalisierung nicht selten, jedoch für sie nicht

konstitutiv.

3.5. Grammatikalisierungskanäle

Es sei die Möglichkeit vorausgesetzt, interlinguale (übereinzelsprachliche) Begriffe einzelner Zeichen und Zeichenklassen zu bilden, also etwa das Verb 'gehen' oder das Futur bzw. die Bewegungsverben oder Tempora in verschiedenen Sprachen. Damit ist die – mit strengem Strukturalismus unvereinbare – Möglichkeit impliziert, auf einer gewissen Abstraktionsebene das deutsche und das lateinische Futur miteinander zu identifizieren. In bezug auf die Beteiligung solcher interlingualer Entitäten an Grammatikalisierungsvorgängen in den Sprachen der Welt ist folgendes festzustellen:

1. Bestimmte lexikalische Zeichen werden immer wieder zur Grammatikalisierung herangezogen, andere eignen sich dazu nicht. So werden Hilfsverben immer wieder aus Bewegungsverben, lokale Adpositionen immer wieder aus Körperteiltermini gewonnen. Witterungsverben oder Tierbezeichnungen dagegen sind nirgends eine fruchtbare Quelle grammatischer Zeichen (vgl. auch §2 zur "Ungrammatizität" bestimmter kognitiver Domänen). Gewisse Eigenschaften lexikalischer Zeichen bestimmen also ihre Grammatikalisierbarkeit.

2. Ein gegebenes lexikalisches Zeichen kann Quelle für verschiedenartige Grammatikalisierungen sein. Dies gilt zunächst auf interlingualer Ebene. So ist *venir* "kommen" im Französischen ein Hilfsverb zur Bildung des Präteritum Recens (*je viens d'arriver* "ich bin soeben angekommen"); im Italienischen dagegen bildet *venire* eine Form des Passivs (*viene detto* "es wird gesagt"). Es gilt aber sogar auf einzelsprachlicher Ebene. So ergibt das lateinische 'haben' in den romanischen Sprachen sowohl das synthetische Futur, wie in B?.a, als auch das Perfekt, wie in B?.

B5. vulgärlat. *habet cantatum* "hat gesungen" > ital. *ha cantato* dito

Bei dieser **Polygrammatikalisierung** ist freilich darauf zu achten, daß am Ursprung der verschiedenen grammatischen Formative zwar ein identisches Lexem, jedoch in unterschiedlichen Konstruktionen steht. Polygrammatikalisierung ist daher, analog zu Polysemie, ein aufs isolierte Zeichen bezogener Begriff. Bezieht man, wie in §2 gefordert, die paradigmatischen und syntagmatischen Relationen ein, so gibt es Polygrammatikalisierung in einem strikt grammatischen Sinne nicht.

3. Die Desemantisierung führt zwar zum Verlust konkreter Bedeutungsmerkmale. Nichtsdestoweniger tragen Zeichen mittleren Grammatizitätsgrades oft Spuren ihrer lexikalischen Herkunft in Form spezifischer Kombinationsbeschränkungen an sich, die sie von anderen, unter denselben interlingualen Begriff fallenden, aber vielleicht auf andere Weise entstandenen grammatischen Zeichen unterscheiden (Bybee et al. 1994). Z.B. benutzen mehrere europäische Sprachen das Verb 'haben' als Hilfsverb des Perfekts. Während jedoch im Englischen und Spanischen dies das einzige perfektische Hilfsverb ist, alterniert es im Deutschen und Französischen mit dem Verb 'sein'. In beiden letzteren Sprachen gilt die Regel, daß alle transitiven Verben das Perfekt mit 'haben' bilden und daß 'sein' ausschließlich bei intransitiven Verben vorkommt. Hier

besteht eine offensichtliche Beziehung zur Transitivität bzw. Intransitivität der zugrundeliegenden Vollverben 'haben' bzw. 'sein' selbst.

4. Bei hohem Grammatizitätsgrad konvergieren Grammatikalisierungsprozesse, die an verschiedenen Quellen ihren Anfang nahmen. Das vom Vulgärlateinischen aufgegebene ererbte Futur auf *-bi-* geht auf ein indogermanisches Verb 'sein' zurück. Das neue synthetische Futur der romanischen Sprachen basiert auf dem Verb 'haben', ersetzt jedoch im Ergebnis das Futur des Lateinischen vollständig und ist ihm nicht nur funktional, sondern sogar strukturell so ähnlich wie möglich. Dieses Futur wird seinerseits in den modernen romanischen Sprachen durch Periphrasen verdrängt. Einige Varianten des lateinamerikanischen Spanisch benutzen die "synthetische Futur" genannte morphologische Kategorie nur noch für Vermutungen (*cantará* "wird (wohl) singen") und bilden im übrigen die funktionale Kategorie des Futurs mit *ir* "gehen" als Hilfsverb (*va a cantar* "wird singen"). Auch das Resultat dieses Prozesses ist wieder der ersetzten Kategorie funktional maximal ähnlich.

Dasselbe gilt auf zwischensprachlicher Ebene. Das englische Futur beruht auf dem Verb *will* "wollen", aber auch seine Funktion ähnelt sich der eines neutralen Futurs immer mehr an. Verben verschiedener Herkunft geraten also im Laufe ihrer Grammatikalisierung in einen Kanal, der für ihr zukünftiges Schicksal nur wenige Alternativen läßt. Auch dies ist eine Konsequenz der Zielgerichtetheit von Grammatikalisierung.

Ein **Grammatikalisierungskanal** ist eine Instantiierung von S1 in einem bestimmten funktionalen Bereich, derart daß die Positionen auf der Skala durch bestimmte interlinguale lexikalische bzw. grammatische Bedeutungen repräsentiert sind, die sich typischerweise auf der betreffenden Ebene bzw. durch die betreffende Technik manifestieren und durch Grammatikalisierungsprozesse miteinander verbunden sind. So stellt T3 einen Kanal (unter mehreren bekannten) für die Entstehung eines Futurs durch Grammatikalisierung dar. Beispiele für die Stadien sind: 1. engl. *go*, span. *querer* "wollen"; 2. engl. *be going to, will*; 3. engl. *'ll*; 4. türk. *-ecek*; 5. lat. *-bi-/-a-/-e-* FUTUR.

T3. *Verbaler Grammatikalisierungskanal des Futurs*

1	2	3	4	5
Vollverb	Hilfsverb	klitisches Hilfsverb	agglutinative Flexion	fusionierende Flexion
'gehen'/ 'haben'/ 'wünschen' etc.	intentionale/ deontische/ volitive Modalität	immediates/ obligatives/ volitives Futur	prädiktives Futur	neutrales oder vermutendes Futur

Die Existenz solcher Grammatikalisierungskanäle steht außer Frage. Es bleibt jedoch empirisch zu klären, inwieweit Grammatikalisierungsvorgänge durch ihre Quelle bestimmt sind und wieweit sie auf bestimmte Ziele zulaufen. Schließlich ist es ein sprachtheoretisches Problem, den zielgerichteten Charakter der Grammatikalisierung explizit zu machen. Auf empirischer Grundlage scheint die

Annahme plausibel, daß es auf interlingualer Ebene eine zwar große, aber doch endliche Menge grammatischer Bedeutungen vom Typ "Futur" gibt. Moderne Theorien des Sprachwandels, z.B. Keller 1990, gestehen Sprachgemeinschaften jedoch keine sprachinternen Ziele zu. Insofern bleibt die Frage offen, wieso Grammatikalisierungsvorgänge allenthalben auf die gleichen Ziele konvergieren.

3.6. Neuerung, Erneuerung und Verstärkung

Eine Sprache kann in einem gegebenen funktionalen Bereich über eines oder mehrere Strukturmittel bzw. Strategien verfügen. Wenn es mehrere sind, unterscheiden sie sich im allgemeinen im Grammatizitätsgrad. So haben zahlreiche Sprachen in dem der Referenz auf die Sprechakteilnehmer gewidmeten funktionalen Bereich sowohl Personalpronomina als auch Personalaffixe (meist am Verb) zur Verfügung; und einige wie Französisch unterscheiden sogar noch emphatische und klitische Personalpronomina voneinander. Freilich streben hier die Personalsuffixe dem rechten Pol von S1 zu in dem Maße, in dem die Klitika zu Affixen und die emphatischen zu gewöhnlichen Personalpronomina werden.

Dieses Beispiel zeigt ebenso wie das des lateinisch-romanischen Futurs, daß während eine maximal grammatikalisierte Kategorie verlorenggeht, eine weniger grammatische zu ihrem Ersatz bereitsteht. Theoretisch ist es denkbar, daß entweder der Verlust einer Kategorie die Grammatikalisierung ihres Ersatzes auslöst oder daß eine frisch grammatikalisierte Kategorie eine schon stark grammatische verdrängt. Seit Beginn der historischen Sprachwissenschaft versucht man immer wieder, diese Alternative zu entscheiden. Grammatikalisierung ist jedoch ein ganz allgemeiner Prozeß, der Strukturmittel verschiedenen Grammatizitätsgrades in gleicher Weise betrifft. Isofunktionale Strukturmittel sind paradigmatisch und oft auch syntagmatisch interdependent. Sie befinden sich gleichzeitig in einem Drift nach rechts auf S1. Die Alternative braucht daher nicht entschieden zu werden.

Die **Erneuerung** einer grammatischen Kategorie ist der Einsatz neuer Strukturmittel zur Erfüllung der gleichen Funktion. Zahlreiche historische Fälle von Grammatikalisierung sind Erneuerungen. Neben dem lateinisch-romanischen Futur und den in B? gegebenen Beispielen ist etwa die Erneuerung des Relators des indirekten Objekts (des Dativs in einem allgemeinen Sinne) im Portugiesischen zu nennen. Nachdem der lateinische Dativ, ebenso wie in dem in §3.3 erwähnten Fall des Französischen, durch die Präposition lat. *ad* > port. *a* erneuert worden ist, wird dieses derzeit durch *para* "für" ersetzt, etwa in *eu dou os livros para o Marco* "ich gebe Marcus die Bücher".

Die **Verstärkung** eines Strukturmittels ist seine syntagmatische Kombination mit einem zusätzlichen, isofunktionalen oder Emphase verleihenden Ausdrucksmittel. Ein bekanntes Beispiel ist die lateinisch-französische Negation. Lateinisches präverbales *non* "nicht" wird auf dem Wege zum Französischen durch ein nominales Komplement verstärkt, das einen minimalen Umfang bezeichnet. Verwendet werden Wörter wie *pas* "Schritt", *point* "Punkt", *mie* "Krume" usw. in Konstruktionen wie *ne va pas* "geht keinen Schritt", *ne mange mie* "ißt keinen Bissen". Bei Grammatikalisierung bekommt man diskontinuierliche Negation vom Typ B?.a (vgl. dt. *nicht die*

Bohne).

- B6. a. elle ne chante pas/point "sie singt kein bißchen" > "singt nicht"
 b. elle chante pas "sie singt nicht"

Durch Paradigmatisierung überleben nur zwei der Alternativen, nämlich *ne pas* und *ne point*. Von diesen wird die erstere weiter grammatikalisiert. Der erste Teil des Negators geht verloren, und in der gesprochenen Sprache resultiert B?.b. Ein Prozeß, der als Verstärkung einer grammatischen Kategorie begann, kann also im Ergebnis zu ihrer Erneuerung führen.

Erneuerung und Verstärkung sind konservativer Sprachwandel. Man kann annehmen, daß bestimmte Grammatikalisierungskanäle in einer Sprache wohl eingeschliffen sind und zu ständiger Erneuerung genutzt werden. Der Sprachtyp ändert sich durch solchen Wandel nicht. Typologischer Wandel setzt vielmehr die Einführung neuer Kategorien voraus. Auch dies geschieht durch Grammatikalisierung, und zwar nur durch sie. Unter **Neuerung** soll die diachrone Einführung einer grammatischen Kategorie in ein Sprachsystem verstanden werden, das bislang nicht über diese verfügte.

Ein prominentes Beispiel ist der Artikel, der dem Urindogermanischen noch fehlt, jedoch in mehreren indogermanischen Sprachen eingeführt worden ist. Dies geschieht überall durch Grammatikalisierung. Normalerweise wird aus einem Demonstrativum der definite und aus dem Zahlwort 'eins' der indefinite Artikel gewonnen. Allerdings führen nicht alle beteiligten Sprachen beide ein. Z.B. beginnt Altgriechisch zu homerischer Zeit mit der Herausbildung eines definiten Artikels aus dem Demonstrativum *hó* "dér", ohne je einen indefiniten Artikel zu entwickeln. Im Vulgärlatein finden sich die ersten Belege einer Verwendung von *ille* "jener" als definitiver und von *unus* "einer" als indefinitiver Artikel. Daraus resultiert dann ital. *il/la*, frz. *le/la* usw. "der/die" bzw. ital. *un(o)/una*, frz. *un/une* usw. "ein(e)". Ähnliches gilt im Althochdeutschen für das schwach deiktische *ther/thiu/thaz* und das Zahlwort *ein*, das zunächst im Sinne von "ein gewisser" gebraucht wird. Erst im weiteren Verlaufe entwickeln sich der definite bzw. indefinite Artikel des Neuhochdeutschen.

4. Analogischer Wandel

4.1. Grundbegriffe

Analogie ist eine konzeptuelle Beziehung zwischen einem Vorbild A, das als verstanden vorausgesetzt wird, und einem Operanden B, den es kognitiv zu bewältigen gilt. Auf der Basis einer vorausgesetzten Ähnlichkeit von A und B werden B weitere Eigenschaften von A zugeschrieben. Analogie ist auch der Name für diese kognitive Operation.

Im **analogischen Sprachwandel** besteht die Ähnlichkeit zwischen A und B im allgemeinen darin, daß beide an bestimmten paradigmatischen oder syntagmatischen Beziehungen teilhaben. Die Beziehungen von A werden als gegeben angenommen, und die von B werden nach diesem Vorbild gestaltet. Der **paradigmatische Ausgleich** nimmt im einfachsten Falle die Form einer Proportion an. Die erste Zeile von S3 stellt die allgemeine Form dar, die zweite Zeile verdeutlicht die Rolle der

Merkmalzusammensetzung der an der Proportion beteiligten Glieder.

S3. *Paradigmatischer Ausgleich*

A : C = B : x; x = D
 am : an = bm : x; x = bn

Nach diesem Schema funktioniert z.B. die Überführung von Verben sowohl in die schwache Konjugation, wie in B?.a, als auch in die starke Konjugation, wie in b.

B7. a. lebe : lebte = webe : x; x = webte
 b. trage : trug = frage : x; x = frug

Es versteht sich, daß das Sprachsystem gewöhnlich schon vor Anwendung der Analogie über Elemente verfügt, die Partner des Operanden in der paradigmatischen Relation sind. Dies sind *wob* im Falle von B?.a und *fragte* in B?.b. Deren Existenz spielt jedoch für Anwendung und Resultat der Analogie keine Rolle.

Auf entsprechende Weise funktioniert der **syntagmatische Ausgleich**. Bei der Bildung neuer Adpositionen geben im Deutschen die Präpositionen hinsichtlich der Stellung das Vorbild ab. Sekundäre Postpositionen haben daher eine Tendenz, präpositional konstruiert zu werden. Da infinite Verben ihr Komplement linksläufig regieren, sind departizipiale Adpositionen wie *entsprechend* und *betreffend* zunächst Postpositionen, wie B?.a illustriert.

B8. a. deinen Vorschlägen entsprechend
 b. entsprechend deinen Vorschlägen

In Analogie zu ähnlichen Adpositionen, in diesem Falle etwa *gemäß* und *nach*, die präpositional konstruiert werden (können), werden solche Postpositionen sekundär zu Präpositionen, wie in B?.b.

Analogie durchzieht das ganze Sprachsystem. Abstrakte Verhältnisse wie Abstammung werden mit der Präposition *von* bezeichnet in Analogie zu konkreten Verhältnissen wie der räumlichen Herkunft (vgl. §3.4 zu lat. *d'*). Im Frühneuhochdeutschen wird die Präposition *neben* umgestaltet. Sie bekommt ein Superlativsuffix in Analogie zu dem Vorbild *nahe – nächst*. Sekundär wird dann, immer noch nach demselben Vorbild, *nebenst* zu *nebst* verkürzt. Wenn man von einem monovalenten Verb wie *trinken* ein Kausativ wie *tränken* ableitet, wird das untergeordnete Agens als direktes Objekt realisiert. Der sogenannte doppelte Akkusativ bei trivalenten Verben wie *lehren* (semantisches Kausativ zum bivalenten *lernen*) versteht sich in Analogie zu diesen Verhältnissen.

Analogie dehnt die Anwendung des Musters, dem das Vorbild folgt, im Sprachsystem aus. Sie hat daher das Potential zur Regelverallgemeinerung und zur Vergrößerung der Regelmäßigkeit im Sprachsystem. Indem allerdings die analogische Umgestaltung Eigenschaften und Beziehungen des Operanden durch solche des Vorbilds ersetzt, nimmt sie auf etwa bestehende Regelmäßigkeiten in den ersetzten Eigenschaften und Beziehungen keine Rücksicht. Die durch B? ersetzten Formen *wob* und *fragte* und die durch B?.b ersetzte postpositionale Konstruktion sind ja nicht unregelmäßig,

gelegentlich sogar regelmäßiger als die Vorbilder. Bei der Analogie kommt es also nicht auf größere oder geringere Regelmäßigkeit an, sondern auf die Absicht, den Operanden dem Vorbild anzugleichen.

Die Rolle der Analogie im Sprachsystem muß auch im Zusammenhang des Verhältnisses von operativer Bildung von Zeichen vs. Verwendung inventarisierter Zeichen gesehen werden. Durch Analogie wird notwendigerweise (paradigmatische oder syntagmatische) Struktur übertragen. Das Ausmaß von Strukturierung in der Sprache insgesamt wird also mindestens konstant gehalten, wenn nicht erhöht. Somit steht Analogie im Gegensatz zu Tendenzen, die den Anteil an ganzheitlichem, direktem Zugriff im Sprachsystem erhöhen. Dazu gehören z.B. suppletive Bildungen in der Morphologie, Phraseologismen in der Syntax und Lexikalisierung im Lexikon (vgl. §6).

4.2. Reanalyse

Reanalyse (auch Reinterpretation, Umdeutung oder Gliederungsverschiebung) ist eine Operation über einem Zeichen (bzw. einer Klasse von Zeichen), die ihm eine neue morphologische oder syntaktische Struktur verleiht, ohne sein Significans anzutasten. Das Significatum kann sich in dem Maße ändern, wie die neue Struktur neue grammatisch-semantische Merkmale involviert. Sicher diagnostizierbar ist die stattgehabte Reanalyse allerdings erst in dem Moment, wo das Zeichen neue Ausdruckseigenschaften erwirbt, die seine veränderte interne Struktur voraussetzen.

Es gibt im Deutschen perfektische Absolutkonstruktionen wie die in B?

- B9. a. von diesen Problemen (ganz) abgesehen
 b. die Anwesenden (einmal) ausgenommen

Das Partizip regiert hier sein Komplement auf die aktivische Weise. Solche Konstruktionen können als Postpositionalsyntagmen interpretiert werden; die eingeklammerten Adverbien in B? wären dann nicht mehr möglich. Nachdem diese Reanalyse vollzogen ist, können die neuen Postpositionen sekundär zu Präpositionen umgestaltet werden (vgl. §4), wie in B?. Vgl. auch Art. 65 für Beispiele von Reanalyse in der Syntax des komplexen Satzes.

- B10. a. abgesehen von diesen Problemen
 b. ausgenommen die Anwesenden

Ein Schulbeispiel für Reanalyse in der Flexionsmorphologie ist die Entstehung des deutschen Plurals auf *-er* bei den Neutra, wie in T4 am Beispiel von *lamb* "Lamm" gezeigt.

T4. *Reanalyse des Stammsuffixes als Pluralsuffix*

Kasus	Numerus	Germanisch		Althochdeutsch	
	®	Singular	Plural	Singular	Plural
Nom./Akk.		*lamb-iz	*lamb-iz-Ç	lamb	lamb-ir
Genitiv		*lamb-iz-iz	*lamb-iz-Çn	lamb-es	lamb-ir-o
Dativ		*lamb-iz-e	*lamb-iz-um	lamb-e	lamb-ir-um

Noch auf germanischer Stufe handelt es sich um Stämme, die mit einem *-es*-Suffix gebildet sind, welches in der Deklination unverändert bleibt. Auf dem Weg zum Althochdeutschen wird das intervokalische /z/ zu /r/, und weiterer Lautwandel führt zur Kürzung und zum Verlust zahlreicher Deklinationendungen. Es resultiert das in T4 rechts angeführte Paradigma. Hier kommt nun das ehemalige Stammsuffix nur noch im Plural vor, so daß sich seine Interpretation als Pluralsuffix nahelegt. Als solches breitet es sich in der Folge auf andersstämmige Neutra (z.B. *Haus*) und letztlich sogar auf Maskulina (z.B. *Mann*) aus.

Es bleibt die Frage nach der Motivation einer Reanalyse. Im allgemeinen gibt es für sie ein analogisches Vorbild. So setzt die anhand von B? vorgeführte Reanalyse das Vorhandensein von Postpositionen in der Sprache voraus. Auch bei der Reanalyse von *-er* als Pluralsuffix dürfte es eine Rolle gespielt haben, daß die germanischen *-i*-Stämme im Althochdeutschen im Plural, und nur dort, stets ein *-i*-Suffix plus Wurzelumlaut hatten (Typ *gast – gesti*). Auch bei den *-n*-Stämmen, der nachmaligen schwachen Deklination, bahnt sich wenig später ein allgemeines Pluralsuffix *-en* an. Gleichzeitig sind dies jedoch alles Beispiele für Grammatikalisierung. Es ist nicht auszuschließen, daß Reanalysen auch ohne analogisches Vorbild vorkommen. Z.B. wird im Französischen das Morphem *pas* als Negator reanalysiert (vgl. B?). Zwar geschieht dies gleichzeitig mit der Reanalyse der Indefinita *personne*, *aucun* und weiterer polaritätssensitiver postverbaler Wörter als Negativa. Für einen postverbalen Negator als solchen gibt es jedoch kein analogisches Vorbild. Anscheinend kann Reanalyse, im Verein mit Grammatikalisierung, auch ohne analogisches Vorbild funktionieren.

5. Grammatikalisierung und Analogie

Grammatikalisierung ist ein gerichteter Prozeß. Die Variation geht immer in Richtung auf größere Grammatizität. Analogischer Wandel ist ein ungerichteter Prozeß. Zwar gilt tendentiell, daß ein Zeichen von undurchschaubarer oder unproduktiver Struktur eher in Analogie zu einem Zeichen offensichtlicher, produktiver Struktur umgestaltet wird. Wenn aber zwei Muster konkurrieren, kommt analogische Umgestaltung in beiden Richtungen vor, wie an B? zu sehen war (s. Ramat 1987).

Grammatikalisierung führt neue grammatische Zeichen und gelegentlich sogar grammatische Kategorien ins System ein. Die meisten Theoretiker sind der Ansicht, daß alle grammatischen

Zeichen aller Sprachen letztlich – d.h. mit Einräumung möglicher Umwege und Beteiligung anderer Prozesse – durch Grammatikalisierung entstanden sind. Grammatikalisierung ist in diesem Sinne der grammatikschaffende Prozeß *par excellence*. Analogischer Wandel ist dagegen verhältnismäßig konservativ. Das Vorbild eines analogischen Wandels ist immer bereits im System vorhanden, d.h. der Prozeß führt für sich nie zur Schaffung neuer grammatischer Zeichen oder Kategorien.

B? illustriert analogischen Wandel ohne Grammatikalisierung. Die in §3.6 besprochene Einführung eines Artikels illustriert Grammatikalisierung ohne unmittelbares analogisches Vorbild. Die beiden Prozesse sind also prinzipiell voneinander unabhängig. Aber sie interagieren in vielen historischen Fällen. Schon die in B? veranschaulichte Erneuerung des synthetischen Futurs bzw. des Konditionals nimmt offensichtlich die so verdrängten Kategorien zum Vorbild. Man kann annehmen, daß Grammatikalisierung erleichtert und beschleunigt wird, wenn ihr Ziel im selben Sprachsystem vorgegeben ist. Nur so ist die ungeheure Produktivität komplexer Präpositionen vom Typ *zugunsten*, *infolge* im Deutschen und komplexer Konjunktionen in den romanischen Sprachen vom Typ frz. *parce que* "weil", *après que* "nachdem" zu verstehen. Während hier offensichtlich durch die ständige Nutzung des Kanals der Grammatikalisierungsvorgang selbst analogische Vorbilder hat, kommt es auch vor, daß ein Kanal Jahrhunderte stillliegt und dann wieder genutzt wird.

- B11. a. Das braucht/beabsichtigt er nicht zweimal zu sagen.
b. Das brauch/muß er nicht zweimal sagen.

In der Hochsprache wird *brauchen* als Vollverb behandelt. Es hat, wie an B?.a zu sehen, die entsprechende Flexion und regiert den abhängigen Infinitiv mit *zu*. In der Umgangssprache wird es als Modalverb behandelt. Es hat, wie B?.b zeigt, die Modalverbflexion und regiert den Infinitiv direkt. *Brauchen* wird also in der Umgangssprache zum Modalverb grammatikalisiert. Seine Eingliederung in das Paradigma der Modalverben ist als der mit Grammatikalisierung verbundene Vorgang der Paradigmatisierung zu verstehen. Gleichzeitig ist klar, daß dies in Analogie zu den schon länger bestehenden Modalverben geschieht, so daß das Ziel dieses Grammatikalisierungsvorgangs vorgegeben ist.

6. Grammatikalisierung und Lexikalisierung

Der Ausdruck **Lexikalisierung** hat eine Reihe von Verwendungen in der Linguistik. Hier bezeichnet er den Prozeß, durch den ein sprachliches Zeichen zum Lexikoneintrag wird. Dies impliziert, daß es einen holistischen Zugriff auf das Zeichen gibt und daß es nicht mehr kompositionell gebildet werden muß oder sogar kann. Wiewohl bereits der holistische Zugriff, etwa auf Phrasen wie *mit freundlichen Grüßen*, Lexikalisierung genannt werden kann, ist die Lexikalisierung doch erst sicher diagnostizierbar, wenn die Zuordnung von Significans und Significatum des Zeichens nicht mehr kompositionell ist. In vielen Phrasen wie *eine Frage stellen* ist ein Significatum ad hoc mit einem strukturell komplexen Significans gepaart, ohne daß vollständige Kompositionalität bestünde (im Spanischen "macht" man eine Frage). Im Sprachwandel kann es zur **Demotivierung** kommen dadurch, daß Significans und Significatum sich getrennt entwickeln.

- B12. a. **hiu tagu* "an diesem Tage" > ahd. *hiutu* > nhd. *heute*
 b. **hiu jâru* "in diesem Jahr" > ahd. *hiuro* > nhd. *heuer*

Die in B? rekonstruierten voralthochdeutschen Ausdrücke sind völlig regelmäßige temporale Adverbialien im Instrumental. Während sich auf dem Wege zum Neuhochdeutschen die Bedeutung nur unwesentlich ändert, wird der Ausdruck schon im Althochdeutschen **univerbiert**. Das Significans entwickelt sich unregelmäßig, die Bildungen werden vollständig demotiviert. Es entstehen zwei neue Lexikoneinträge.

Lexikalisierung ist in ihren Auswirkungen auf das Significans der Grammatikalisierung ähnlich; beides sind reduktive Prozesse. Doch während ein Zeichen, das zum Teil eines Lexikoneintrags wird, sein Potential zur Bildung komplexer Zeichen einbüßt, vergrößert sich dieses Potential gerade, wenn das Zeichen grammatikalisiert wird. Lexikalisierung steht also im Dienste des ganzheitlichen Zugriffs auf Zeichen, Grammatikalisierung dagegen im Dienste der analytischen Bildung von Zeichen.

Grammatikalisierung und Lexikalisierung wirken in vielen Fällen zusammen. Wenn Präpositionalfügungen wie *zu Gunsten* oder Konjunktionalfügungen wie frz. *par ce que* zu morphologisch komplexen Präpositionen (*zugunsten*) bzw. Konjunktionen (*parce que* [paskC]) univerbiert werden, entstehen erstens neue Lexikoneinträge – und insoweit handelt es sich um Lexikalisierung – und zweitens Formative höheren Grammatizitätsgrades – und insoweit handelt es sich um Grammatikalisierung. Dieses ist auf frühen Stufen der Grammatikalisierung, wo die betroffenen Zeichen noch syntaktisch komplex sein können, geradezu der Regelfall. Erst wenn das Zeichen zu einem Wort reduziert ist, geht weitere Grammatikalisierung ohne Lexikalisierung vor sich.

7. Evolutive Typologie und historische Sprachwissenschaft

Die in S1 versammelten Techniken sind eben diejenigen, die die klassischen morphologischen Typen (die eigentlich grammatische Typen heißen sollten) definieren: isolierender, analytischer, synthetisch-agglutinativer, synthetisch-flektierender (fusionierender) Typ. Wir sahen, daß die Techniken zunächst nur den Grammatizitätsgrad von Zeichen, Zeichenklassen und Konstruktionen definieren. Es kann aber vorkommen, daß die meisten grammatischen Mittel einer Sprache sich einer dieser Ebenen zuordnen. Dann kann das Vorherrschen der betreffenden Technik ein ganzes grammatisches System charakterisieren.

Grammatikalisierung schiebt grammatische Kategorien und Konstruktionen die Ebenen von S1 hinunter. So kommen die morphologischen Typen in eine diachrone Abfolge. Ist das Ende der Skala erreicht, beginnt der Zyklus von neuem. In dieser Spiralförmigkeit präsentiert sich die evolutive Typologie des 19. Jahrhunderts. Soweit sie etwas Reales beschreibt, basiert sie auf der Grammatikalisierung. Freilich ist das Maß an Idealisierung erheblich. Erstens verfügen die meisten Sprachen in vielen funktionalen Bereichen über isofunktionale Strategien, die sich im Grammatizitätsgrad unterscheiden

(s. §3.5). Keine Sprache ist durchaus isolierend, agglutinierend usw. Zweitens liegt es nicht im Konzept der Grammatikalisierungsskala oder des Grammatikalisierungskanals, daß ein jedes zu grammatikalisierende Zeichen seinen Kanal am linken Pol betreten und am rechten verlassen muß. Seiteneinstiege, insbesondere aus der Derivation, sind möglich. Und zahlreiche Ausdrucksmittel geraten außer Mode, lange bevor sie das Ende ihres Kanals erreicht haben. Z.B. abundieren im Spanischen die Aspekt- und Aktionsartauxiliaren vom Typ *seguir* "weitermachen", *acabar* "fertig werden", *quedar* "bleiben". Die Sprache hat davon auch schon zahlreiche verschlissen, etwa *uviar* "gelangen", *fincar* "bleiben", ohne seit altspanischer Zeit auch nur ein einziges weiter als bis zum Hilfsverbstatus zu grammatikalisieren. So kann man die morphologische Entwicklung der germanischen, romanischen und slavischen Sprachen zum Teil dadurch charakterisieren, daß der indogermanische flektierende Typ durch einen analytischen erneuert wurde. Die isolierende Stufe haben jedoch alle diese Sprachen übersprungen.

Wenn die Prinzipien der Grammatikalisierung nicht auf ganze Sprachen, sondern auf einzelne Zeichen angewandt werden, können sie methodisch sehr fruchtbar sein. Da Grammatikalisierung ein gerichteter Prozeß ist, läßt sich ein synchroner Befund, in dem verschieden stark grammatikalisierte Varianten eines etymologisch identischen Zeichens koexistieren, dynamisieren: die stärker grammatischen müssen aus den weniger grammatischen entstanden sein. Dies Prinzip wird z.B. in der Lexikographie bei der inneren Anordnung eines polysemen Lexems genutzt (vgl. §3.4 zur durch Grammatikalisierung geschaffenen Polysemie). Die historische Sprachwissenschaft nutzt es in methodischen Situationen, wo die untersuchte Sprache über keine lange Geschichte verfügt, für die **innere Rekonstruktion**. So braucht man keine Daten über die deutsche Sprachgeschichte, um zu wissen, daß das Hilfsverb *haben* sich aus dem Vollverb entwickelt hat und nicht umgekehrt. Auch beim historischen Vergleich genetisch verwandter Sprachen steht man methodisch vor einem Zustand, den man zu dynamisieren hat. So ist es angesichts von lat. *s* ' "sich" und altgriech. *he-autón* "sich (selbst)" nicht schwierig, nach Grundsätzen der Grammatikalisierungstheorie ein idg. **swe-* "sich" zu rekonstruieren, das im Lateinischen fast unverändert vertreten ist, im Griechischen aber durch *autós* "selbst" verstärkt und zu dessen Präfix grammatikalisiert wurde. Zahlreiche Grammatikalisierungsforschungen über Sprachen ohne schriftliche Tradition gehen bei ihrer inneren oder vergleichenden Rekonstruktion methodisch so vor.

Daneben läßt sich in begrenztem Umfang der Grundsatz der Analogie, daß im allgemeinen eher das Durchsichtigere, Produktivere als Vorbild des Unmotivierten, Unproduktiven dient denn umgekehrt, für die Rekonstruktion nutzen: fossile Reste haben eine größere Chance, archaisch zu sein, produktive Bildungsmuster sind vermutlich jung. Nach diesem Grundsatz würde man die starke Konjugation des Deutschen für älter als die schwache halten und würde darin durch historisch-vergleichende Evidenz bestätigt werden.

8. Sprachtheoretische Aspekte

Grammatik ist immer einzelsprachliche Grammatik. Die Gesetze, nach denen sprachliche Zeichen

zum Diskurs zusammengefügt werden, sind weitgehend keine grammatischen Regeln, sondern universale Ikonizitätsprinzipien. Das betrifft z.B. die Stellung von Syntagmen und Teilsätzen in der funktionellen Satzperspektive, aber auch die Möglichkeit, eine grammatiklose Sequenz wie *Brunnen Seite Kirche* in einer beliebigen Sprache als "Brunnen neben der Kirche" zu interpretieren. Auf dieser Ebene unterscheiden sich Sprachen sehr wenig voneinander. Auf den niedrigeren grammatischen Ebenen nehmen die sprachspezifischen Strukturen zu, die nicht mehr allein mit universalen Prinzipien interpretierbar sind. Die Morphologie schließlich ist hochgradig arbiträr. Da Grammatikalisierung ein Zeichen die grammatischen Ebenen hinunterbefördert (vgl. S1), vergrößert sie die Arbitrarität.

Ein modaler Operator hat z.B. eine Proposition im semantischen Skopus. Wird er auf relativ hoher grammatischer Ebene, z.B. als Modalverb, manifestiert, so bildet sein struktureller Skopus den semantischen einigermaßen ab. Wird er freilich zum verbalen Modus grammatikalisiert, so betrifft er strukturell den Verbstamm, was nicht unmittelbar semantisch interpretierbar ist. Ein zweites Beispiel ist der Wechsel von ergativischer vs. akkusativischer Kasusflexion an Aktanten in Abhängigkeit von syntaktischen Bedingungen. Auch hier liegt stark grammatikalisierte Morphologie vor, die nicht unmittelbar semantisch interpretiert werden soll. Dasselbe gilt schließlich für das Genusssystem in Sprachen wie dem Deutschen. Wiewohl zum Teil aus einem Sexusystem entstanden, ist es im neuhochdeutschen Sprachzustand so stark grammatikalisiert, daß es nicht in erster Linie Designata klassifiziert, sondern eine weitgehend arbiträre grammatische Klassifikation über Substantiven bietet, anhand deren sie in syntaktische und anaphorische Relationen gesetzt werden können.

Sprachtätigkeit unterliegt der Antinomie zwischen Freiheit und Regelgebundenheit. Hätten wir nur die universalen ikonischen Diskursprinzipien zur Verfügung, so wären wir zwar durch keine Grammatik eingeengt. Wir hätten aber auch eine unendliche Mühe, uns auszudrücken und verständlich zu machen. Konventionen, in diesem Falle grammatische Mittel und Regeln, sorgen für den Anteil der Sprachtätigkeit, der automatisierbar ist und Kreativität nicht erfordert. Insofern hat Grammatik eine Entlastungsfunktion. Wir sahen anhand von Grammatikalisierungskanälen in §3.5, daß eine Sprache häufig in einem gegebenen funktionalen Bereich über isofunktionale Alternativen verschiedenen Grammatizitätsgrades verfügt. Dies läßt dem Sprecher im aktuellen Falle die Wahl, ob er eine sprachliche Funktion in freier Kreativität erfüllen oder dem grammatischen Mechanismus überlassen will.

Sprache und somit auch Grammatik wird immerfort geschaffen. Die zielorientierte Kreativität des Sprechers setzt freilich an den oberen grammatischen Ebenen an, wo er die Freiheit zum Manipulieren hat. Des Sprechers unmittelbares Ziel ist es, expressiv zu sein. Dadurch überlagert er immer wieder schon vorhandene Ausdrucksmittel, deren Einsatz sich automatisiert. Dadurch entsteht Grammatik. Den Bodensatz dieses Durchschubs von Ausdrucksmitteln auf die niedrigeren Ebenen bilden die fossilisierten Strukturen, die als nächste absterben. Die Schaffung von Synsemantika wird also nicht als eigenes Ziel angestrebt, sondern ist das notwendige Ergebnis der Neugestaltung von Ausdrucksformen auf den höheren Ebenen.

9. Literatur

- Brauß, Ursula. 1994. *Lexikalische Funktionen der Synsemantika*. (Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache, 71). Tübingen.
- Bybee, Joan, Revere Perkins and William Pagliuca. 1994. *The evolution of grammar. Tense, aspect and modality in the languages of the world*. (Perspectives in Neurolinguistics and Psycholinguistics). Chicago, London.
- Givón, Talmy. 1979. *On understanding grammar*. New York etc.
- Heine, Bernd & Claudi, Ulrike & Hünnemeyer, Friederike. 1991. *Grammaticalization. A conceptual framework*. Chicago, London.
- Heine, Bernd, and Mechthild Reh. 1984. *Grammaticalization and reanalysis in African languages*. Hamburg.
- Hopper, Paul J., and Elizabeth C. Traugott. 1993. *Grammaticalization*. (Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge.
- Jakobson, Roman. 1956. Two aspects of language and two types of aphasic disturbances. Jakobson, Roman, and Morris Halle. *Fundamentals of language*. (Janua linguarum, 1). 's-Gravenhage. 53-87.
- Keller, Rudi. 1990. *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. (UTB, 1567). Tübingen.
- Kuryłowicz, Jerzy. 1965. The evolution of grammatical categories. *Diogenes* 51. 55-71.
- Langacker, Ronald W. 1987. *Foundations of cognitive grammar. I: Theoretical prerequisites*. Stanford, Cal.
- Lehmann, Christian. 1982. *Thoughts on grammaticalization. A programmatic sketch*. Vol. I. (akup, 48). Köln. Rev. ed.: Unterschleissheim, 1995.
- Lehmann, Christian. 1985. Grammaticalization: Synchronic variation and diachronic change. *Lingua e Stile* 20. 303-318.
- Lehmann, Christian. 1989. Grammatikalisierung und Lexikalisierung. *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 42. 11-19.
- Lessau, Donald A. 1994. *A dictionary of grammaticalization*. (Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung, 20). Bochum.
- Marty, Anton. 1908. *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie*. Erster Band. Halle. Nachdruck: Hildesheim, New York, 1976.
- Meillet, Antoine. 1912. L'évolution des formes grammaticales. *Scientia* (Rivista di Scienza) 12(26). Abgedr.: Meillet, Antoine. 1921. *Linguistique historique et linguistique générale*. [Tome I]. Paris.

Pagliuca, William (ed.). 1994. *Perspectives on grammaticalization*. (CILT, 109). Amsterdam, Philadelphia.

Ramat, Paolo. 1987. Verbi forti e verbi deboli in Germanico. *Festschrift for Henry Hoenigswald. On the occasion of his seventieth birthday*, ed. by George Cardona and Norman H. Zide. (Ars Linguistica, 15). Tübingen. 319-327.

Traugott, Elizabeth C. and Bernd Heine (eds.). 1991. *Approaches to grammaticalization*. 2 vols. (Typological Studies in Language, 19). Amsterdam, Philadelphia.

Traugott, Elizabeth C. and Ekkehard König. 1991. The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited. Traugott & Heine (eds.) 1991, I. 189-218.

Christian Lehmann
Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft
Universität Bielefeld
Postf. 10 01 31
33501 Bielefeld